

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1895)
Heft: 1

Artikel: Land, Leute und Handel in Westafrika
Autor: Stadelmann, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Leser sieht, dass man auch im Orient mit weittragenden Plänen umgeht. Ob wir ihre volle Verwirklichung noch erleben, ist sehr die Frage. Aber es werden doch allen Ernstes Studien gemacht und Leute sind von der Bedeutung der Eisenbahnen überzeugt, die vor kurzem noch den Errungenschaften der Neuzeit fremd und verständnislos gegenüberzustehen schienen. Ein Anfang ist da. Man kann und wird dabei nicht stehen bleiben. Wenn das europäische Kapital, das unlängst auch in unseren Zeitungen zur Beteiligung aufgefordert wurde, nicht zurückhaltend ist, kann man in Bälde von neuen orientalischen Linien hören.

So schauen wir mit begründeten Hoffnungen der Erschliessung eines Landes entgegen, das zwar nicht zu den gesegnetsten gehört, dessen natürliche Hilfsquellen aber keineswegs zu unterschätzen sind, ja eben durch die modernen Verkehrsmittel erst recht aus dem latenten Zustande befreit und der Kultur nutzbar gemacht werden können. Möge die Zukunft ein Friedensband zwischen Orient und Occident schlingen und neben dem materiellen Gewinn auch einen geistigen Segen erblühen lassen!

Land, Leute und Handel in Westafrika.

Vortrag in der Monatsversammlung der ostschweiz. geograph.-kommerz. Gesellschaft

am 11. Dezember 1894

gehalten von

J. Stadelmann, Kaufmann in St. Gallen.

Auf wiederholte Einladung hin erlaube ich mir, Ihnen von meinen Reiseeindrücken aus Westafrika, das ich Geschäfte halber in den Jahren 1890 und 1891 besuchte, ein getreues, kurzes Bild zu geben. Das Gebiet, von dem ich berichten werde, erstreckt sich vom Flusse Gambia bis zum Benin und wird im Handel und von den Eingebornen allgemein Westafrika genannt.

An einem kalten Februartage verliess ich die Heimat und reiste über Paris und London nach Liverpool, von wo jeden Samstag ein Dampfer dorthin abgeht. Der 15. war der Einschiffungstag. Vormittags fuhr ich mit meinem Gepäck zur Landing Stage, wo der Tender der Schiffscompagnie bereit lag, um die Post und acht Passagiere in ca. 1 Stunde Fahrzeit zum Dampfer „Lagos“ zu bringen. Aus einem Frachtschiff nahm derselbe noch einige 1000 Fässchen Pulver entgegen,

welche wegen Explosionsgefahr nicht im Hafen von Liverpool verladen werden durften. Nach acht Tagen erreichten wir Madeira, und am folgenden Morgen lag Tenerife mit dem 3716 m hohen, gleichnamigen Pic in seiner ganzen Pracht vor uns. Noch kurze Zeit weidete sich unser Auge an den Kanarischen Inseln, dann kehrten wir der Civilisation den Rücken. In südwestlicher Richtung ging's nun der afrikanischen Küste zu. Der kühlende Seewind hörte nach und nach auf zu wehen und die tropische Hitze fing an sich fühlbar zu machen.

Am 28. Februar erblickten wir zum ersten Male das Festland von Afrika: flaches Ufer, dann Reihen von niederen, grünen Hügeln, auf dem höchsten Punkt den Leuchtturm von Cap Verde, der westlichsten Spitze des Erdteils. Dann fuhr der Steamer der Küste von Senegambien entlang zur englischen Kolonie Bathurst an der Mündung des Gambia, für welchen Platz wir Post und Waren an Bord hatten. Einen sechsstündigen Aufenthalt benutzte ich zur Besichtigung des Ortes. Der heisse Sand und die schwarze Bevölkerung liessen nur zu deutlich erkennen, dass ich mich auf afrikanischem Boden befand. Bathurst selbst ist ein bedeutender Handelsplatz, doch sind hier nicht, wie man erwartet, englische, sondern fast ausschliesslich französische Geschäftsfirmen etabliert. Noch gleichen Tages verliessen wir diesen Platz und, nachdem der „Lagos“ das offene Meer wieder erreicht hatte, ging's vier Tage der Küste entlang bis nach Freetown (Sierra Leone), wo ich mich circa zwei Wochen aufhielt. Es ist dies die grösste und zugleich einzige mit einem Hafen versehene Stadt an der Westküste. Sie hat circa 40,000 Einwohner, darunter nur etwa 100 Weisse.

Mein eigentliches Ziel war Monrovia, Hauptstadt der Neger-Republik Liberia, ferner Cap Coast, Accra und Quittah an der Goldküste, Klein Popo im deutschen Schutzgebiet und die englische Kolonie Lagos, die grössten Handelsplätze in Westafrika, die von den Dampfern in regelmässigen Intervallen berührt werden. Zum Besuche dieser Orte brauchte ich volle vier Monate. Sie sind eben nicht durch Strassen verbunden, sondern können nur zu Wasser erreicht werden und, da Häfen, Buchten und Golfe fehlen, gestaltet sich das Landen zeitraubend und beschwerlich, ausgenommen die Monate November, Dezember und Januar, wo das Meer ruhig ist. Die Steamers ankern jeweilen einige Kilometer vom Ufer entfernt, dann kommen die Eingebornen mit ihren Surfbooten, um Passagiere, Post und Waren zu bringen und abzuholen. Ist schon das Einsteigen vom Dampfer in das kleine Schiff bei hoher See keine angenehme

Sache, so wird vollends das Landen infolge der Brandung ungemütlich, oft gefährlich und zu gewissen Zeiten ganz unmöglich. Das erfuhr ich besonders in Cap Coast, wo wir morgens früh bei stürmischem Wetter ankamen. Einige Boote, mit je 12 Ruderern und einem Headman bemannt, versuchten vom Ufer abzustossen, doch bald überschlug eines davon und alles lag im Wasser. Die nusschalenartig gebauten Surfboote können nicht seitwärts umkippen, sondern nur überschlagen, gehen darum nie verloren, und die Mannschaft rettet sich, wenn sie nicht vom Schiffe getroffen wird, durch Schwimmen. Nachdem die Brandung das leere Fahrzeug wieder ans Land geschwemmt hatte, wurde mit Glück ein zweiter Versuch gemacht, und bald erreichte das Boot den Dampfer. Wenn ich je in meinem Leben haushohe Wellen gesehen habe, so war es diesmal, und es wurde mir sonderbar zu Mute, wenn ich hinter Wasserbergen von dem soeben verlassenen Dampfer nichts mehr sehen konnte. Am meisten fürchtete ich für mein Gepäck. Doch alles ging schliesslich gut, das Boot sass nahe dem Ufer fest. Völlig durchnässt wurde ich von einem tief im Wasser watenden Eingebornen ans Land getragen. Unter gleichen Schwierigkeiten schafften den ganzen Tag über etwa ein halbes Dutzend Schiffe Waren ans Land, wobei zwei Ladungen vollständig verloren gingen. Solcher Gefahr vorzubeugen, werden wertvolle kleinere Gegenstände, Postbeutel etc. bei sehr unruhiger See an Bord der Steamers zuweilen in Fässer verpackt. Glücklicherweise können gegen eine etwas höhere Prämie — sie beträgt gegenwärtig $\frac{5}{8}$ Prozent des Wertes — die Waren für Westafrika von Ufer zu Ufer versichert werden, was zu tun sehr angezeigt ist, da ja die eigentliche Gefahr meistens erst mit dem Verlassen des Steamers beginnt.

Und nun einiges über das Land und seine Eigentümlichkeiten. Die Küste, die ich hauptsächlich bereist habe, ist im allgemeinen flach, sandig und ziemlich einförmig. Niederer Busch, Kaktuspflanzen, Dornestrüppe und Fächerpalmen ragen aus dem Sandboden. Dahinter hat es zuweilen kleine und grössere Sümpfe (Lagunen), die je nach der Jahreszeit austrocknen und sich wieder füllen. Etwas mehr landeinwärts treffen wir dagegen in stundenweitem Umkreis Mais-, Yams- und Palmpflanzungen, zwischen denen Dörfer und Höfe verborgen liegen. Die herrlichsten Früchte, Bananen, Ananas und dergl. reifen da. Wir sind in der richtigen Tropenwelt, in einem von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Himmelsstrich. Die Sonne steht senkrecht, wirft also keinen Schatten. Der Schweiss wird zu allen Poren

herausgetrieben, und die sengende Glut lässt sich oft kaum ertragen. Diese gleichmässige Hitze, die sich zwischen 20 und 28 Grad R. bewegt und den Körper nie zur Ruhe kommen lässt, ist für den Europäer sehr nachteilig und aufreibend. Auch die Nächte verschaffen wenig Kühlung, wohl aber reichliche Feuchtigkeit, so dass morgens die Kleider nass und die Schuhe oft mit weissem Schimmel ganz überzogen sind. Etwas Abwechslung bringt noch vor der Regenzeit die Periode der Gewitter, die an Heftigkeit alles übertreffen, was ich je gesehen und gehört habe. Gewöhnlich gehen ihnen starke Stürme (Tornados) voraus. Grelle Blitze zucken fortwährend am Himmel, Schlag folgt auf Schlag und schwere Regengüsse fallen nieder. Doch ist man nicht ängstlich, da der Strahl meistens vom Meere abgeleitet wird. Erscheint die Sonne am Firmament, so macht sie in kurzem alles wieder trocken und glühend heiss.

Bekanntlich ist die Westküste von Afrika ungesund, und zwar sowohl in der Trockenzeit, die vom Oktober bis April dauert, als auch während der Regenzeit, vom Mai bis September. Vor allem verschont keinen Europäer das Malariafieber, das zwar selten zum Tode führt, aber doch ungemein schwächt, besonders weil es sich von Zeit zu Zeit wiederholt. So ergriff es auch mich sechs Wochen nach meiner Ankunft und warf mich acht Tage aufs Krankenlager, bis mich das Chinin wieder herstellte. Auf der Heimfahrt befiel es mich zum zweiten Mal, aber viel heftiger. — Eine andere Krankheit, die gerne während der Regenzeit sich zur Malaria gesellt, ist die gefährlichere Dysenterie. Daneben kommen Nieren- und Leberbeschwerden häufig vor und auch das gelbe Fieber ist nicht unbekannt. Unter solchen Umständen gehört es zu den Seltenheiten, dass der Europäer es länger als 3 bis 4 Jahre in Westafrika aushält. Nach dieser Zeit bedarf er dringend der Erholung in der Heimat. Strenge Arbeit erlaubt das Klima überhaupt nicht. Am besten vertragen es junge Leute, die nicht zu korpulent sind, weshalb z. B. englische Firmen keine Personen über 20 und 25 Jahren engagieren.

Was die Lebensweise betrifft, ist es vor allem notwendig, sich in Kleidung, Nahrung und Wohnung den tropischen Verhältnissen anzupassen. Am behaglichsten reiste ich in weissem Flanellanzug, mit einem auch den Nacken deckenden Korkhelm, leichten Canevaschuhen und einem weissen, grün gefütterten Sonnenschirm. In Arbeits- und Wohnräumen trägt man meistens ganz leichte, weisse Baumwollkleider, und man kann nicht genug empfehlen, sie in hin-

reichender Anzahl mitzunehmen. Entbehrlich sind dagegen weisse Hemden, Manchetten, Krägen, Gilets, Cravatten etc. Auch für Wohnung und Nahrung gelten andere Begriffe als in Europa. Gewöhnlich führt das Personal einer Firma einen gemeinsamen Haushalt. Ist man allein, so mietet man sich ein kleines Haus, möbliert es so gut als möglich und engagiert einen schwarzen Koch und Bedienten. Anders gestaltet sich die Sache, wenn man von einem Orte zum andern reist, da Hôtels und Wirtschaften unbekannte Dinge sind. Meine Empfehlungen an europäische Kaufleute nützten mir nicht viel, denn aus Furcht vor Konkurrenz wollten sie mich nur unter der Bedingung, dass ich keine Geschäfte mache, bis zur Ankunft des nächsten Steamers als Gast aufnehmen. Da blieb mir denn nichts anderes übrig, als mich höflich dankend zu entfernen und bei irgend einem besseren Eingebornen Unterkunft zu suchen. Diese Leute haben dann auch jeweilen ihr bestes getan, um mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Die Hütten und Häuser der Neger sind einstöckig und ohne Geschmack gebaut. Es wird dazu eine gewisse Sorte Lehm verwendet, woraus man schichtenweise 30 — 60 cm dicke, in getrocknetem Zustand ziemlich harte Mauern erstellt. Da die Ameisen alles andere Holz auffressen, kann zum Bauen nur das harte Odumholz gebraucht werden. Zum Decken der Dächer verwendet man Stroh, in neuerer Zeit von Europa importiertes Eisenblech. Die Böden werden mit Matten bekleidet, welche die Eingebornen selbst flechten. Als Mobiliar dienen einige Schemel, Tische, Schlafstätten, Krüge und dergl. Schöne Möbel kann man übrigens nicht gut halten, da zahllose Insekten, wie Motten, Termiten, Ameisen überall herumkriechen und alles zerstören. Dieses Getier ist es auch, das einen nachts zwingt, die Schlafstätte mit einem Netz zu umhängen. Besonders zu fürchten sind die Moskitos, deren Besuch noch viel unangenehmer wird, als derjenige der grossen einheimischen Käfer und Spinnen. Eine weitere Unannehmlichkeit bilden Mäuse und Ratten, deren Frechheit ans Unglaubliche grenzt. Sehr nützlich und gern gesehen sind dagegen die kleinen, nur von Insekten lebenden Eidechsen, die in grosser Zahl in den Gebäulichkeiten sich aufhalten. Es werden diese Tierchen ihres Nutzens wegen sozusagen heilig gehalten. Den Häusern ist eigentümlich, dass alle Räume sich in einer und derselben Linie befinden. Es nehmen daher die Anlagen der reicheren Leute, die standesgemäss mehrere Frauen haben, ziemlich lange Dimensionen an. Die Frauen bewohnen eine jede ihr eigenes Gemach

und führen eigene Küche, so dass man daran auch gleich ihre Zahl erkennen kann. Um die Hütten und Häuser herum giebt es Höfe, die durch hohe Hecken oder Mauern abgeschlossen sind. Während der Trockenzeit dienen sie den Menschen zum Aufenthalt; sie beherbergen aber auch das Federvieh, Ziegen und andere Haustiere. Man denke sich nun hundert oder mehr solcher Heimwesen bei einander, so hat man das Bild eines Dorfes oder einer Stadt in Westafrika.

Die Kleidung der Eingebornen besteht gewöhnlich aus breiten, bunten Stoffen, Shawls, Schärpen etc., die sie dem Körper geschickt anzupassen wissen. Knaben und Mädchen bis zum 3. oder 4. Jahre gehen nackt. Als Kopfbedeckung tragen die Männer grosse Hüte, die Frauen farbige Tücher, die sie turbanartig um den Kopf wickeln. Für ihre ganz eigentümlichen Haarfrisuren verwenden die Frauen viel, ebenso für Schmuck, und es sind Perlen, Korallen, Bernstein etc. nicht unbedeutende Handelsartikel. Vielfach fangen die Eingebornen an, sich europäisch zu kleiden. In den Gebieten, die ich bereiste, trug fast jedermann einzelne europäische Kleidungsstücke, etwa ein Hemd, Leibchen, Hosen etc. Ueberhaupt ist es eine Leidenschaft der Schwarzen, die Mode der Weissen zu kopieren.

Die Eingebornen nähren sich fast ausschliesslich von Pflanzkost. Die Leute sind sehr bedürfnislos, und hauptsächlich darum fehlt ihnen der Trieb zur Arbeit. Ihre wichtigste Speise ist der Yams, eine Wurzel, die einige Fuss lang und armsdick wird, und gekocht oder gebraten fast genau wie unsere Kartoffel schmeckt. Sie wird auf alle möglichen Arten, mit Palmöl, Pfeffer etc. zubereitet, und ist ausserordentlich schmackhaft. Daneben bilden Reis und Mais ein bedeutendes Nahrungsmittel, ebenso zahlreiche Früchte, wie Bananen, Kokusnüsse, Orangen, Mangos und viele andere, deren Namen mir entfallen sind. Fleisch ist äusserst selten und der Europäer muss sich deshalb mit Konserven behelfen. Das gleiche gilt von der Milch, denn die kleinen einheimischen Kühe kommen nur an wenigen Orten vor und geben des unpassenden Futters und des schlechten Wassers wegen fast keine Milch. Im Ueberfluss ist dagegen Geflügel vorhanden, doch tagtäglich genossen, widersteht es einem. Hie und da giebt es auch Fische zu essen, wenn die Leute nicht zu träge sind, sie zu fangen. Sehr schlimm steht es aber mit dem Trinkwasser, das aus Cisternen kommt. Man muss es vor dem Gebrauch kochen oder filtrieren, da sonst ein einziges Glas voll schwere Krankheiten erzeugen kann. Frisches Wasser giebt es, ausser in der Regenzeit,

nicht. Der Weisse muss dann eben zu den europäischen Mineralwassern greifen, die nichts weniger als billig sind. Aus Europa werden sonst noch der Haltbarkeit wegen sehr starke Biere und Weine importiert, die, selbst mässig genossen, nicht zuträglich sind. Andere bekannte Spirituosen fügen der Gesundheit des Weissen noch grössern Schaden zu als das Klima.

Die Bewohner von Westafrika selbst, um vom Land auf die Leute überzugehen, sind körperlich wohl gebildet, von schöner Gestalt und zum Teil ansprechenden Gesichtern, auch haben sie gute Anlagen. Es ist kaum zu begreifen, dass ein solches Volk in der Kultur noch so weit zurück steht. Schuld daran dürfte die Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, die Sprachverschiedenheit, die Kleinheit der Gemeinwesen und die bekannte Faulheit sein. Wer glaubt, die Eingebornen arbeiten wie unsere Leute, befindet sich im Irrtum. Es scheint geradezu unmöglich zu sein, dem Neger Fleiss beizubringen. Er ist genau so arbeitsam, als es die Befriedigung seiner wenigen Bedürfnisse erfordert, und diese fällt nicht schwer in einem fruchtbaren, zwei Ernten liefernden Lande. Eine darüber hinausgehende Anstrengung kommt ihm unnütz vor. Am trägsten sind diejenigen Schwarzen, welche im Tag- oder Wochenlohn arbeiten. Bleiben sie sich selbst überlassen, so tun sie eben nichts. Da steigt dem weissen Arbeitgeber oft das Blut in den Kopf. Aber wohl dem, der sich ruhig halten und beherrschen kann, denn nichts raubt dem Europäer die Achtung mehr als zorniges Vorgehen und brutales Auftreten, während dagegen ein ruhiges, wenn auch strenges, gerechtes Handeln einigermaßen Vertrauen und Anhänglichkeit einflösst. — In Afrika wird die Arbeit nach der Zeit bezahlt. Dementsprechend sind die Löhne sehr niedrig, betragen sie doch pro Tag 3 bis 6^d (30 bis 60 Cts.). Es ist immerhin noch genug, wenn man bedenkt, dass die meisten Eingebornen mit circa 1^d pro Tag auskommen.

Eine Ausnahme unter den Negern bilden die „Krooboy“, die von der Kruküste in Liberia kommen, und vereinzelt in ganz Westafrika Dienste tun. Jedes Schiff läuft die Kruküste an, und es engagieren hier die Kapitäne für die Weiterreise 20 bis 30 Leute, da die weissen Matrosen in dem heissen, ungesunden Klima nicht fähig sind, die strengen Arbeiten zu verrichten. Besonders gut verstehen sich die Kruneger auf das Rudern in der Brandung und sie sind es, die meistens den Verkehr zwischen den Dampfern und dem Lande besorgen. Würden diese Leute streiken, so müsste der Handel mit Westafrika geradezu aufhören. Wenn dann das Schiff nach Europa

zurückkehrt, so setzt es die „Krooboy“ wieder an ihrer Küste ab, nachdem sie vorher für die geleisteten Dienste den entsprechenden Lohn empfangen haben.

Bemerkenswerterweise sind die Eingebornen sehr reinlich. Sie waschen und baden den Körper so oft als nur möglich und reiben nachher die Haut mit Oel, Parfumerien etc. ein, damit sie geschmeidig und glänzend werde. Bei festlichen Anlässen bemalen sie Gesicht und Körper, und zwar vorzugsweise mit einer Art weisser Erde, was ihnen ein ganz dämonisches Aussehen giebt. Da geht es oft hoch her bei Spiel, Tanz, Gesang und Branntweingelagen.

Was die Sicherheit betrifft, so kann heutzutage der Weisse in Westafrika sich ohne irgend welche Gefahr aufhalten und reisen. Hingegen nehmen es die Eingebornen mit dem Eigentum und dem gegebenen Worte nicht so genau. Einbruch und Ausräumung von Magazinen sind keine Seltenheit, wovon ich aus Erfahrung reden kann, und es ist deshalb für jedes Geschäft eine Notwendigkeit, wenigstens einen gut bewaffneten Nachtwächter zu halten.

Jede grössere Ortschaft, oder eine Gruppe von kleineren, hat ihren Häuptling oder König, der sich von den andern Leuten nicht etwa durch Würde und Majestät, sondern nur durch etwas grössern Besitz an Geld, Frauen und Sklaven, und einigen Einfluss auf den Handel unterscheidet. Nebenbei gesagt, hat man unter Sklaven sich nur Bediente vorzustellen, die zwar zu hunderten noch Eigentum ihres Herrn sind, aber durchweg gut behandelt werden. Mir selbst wurden zu wiederholten Malen junge Burschen zum Preise von £ 10 bis £ 20 oder Fr. 250 bis Fr. 500 angetragen, und jeder wäre gerne mit mir nach Europa gegangen. Eine untergeordnete Stellung nehmen die Frauen ein, die eigentlich nur zum Arbeiten da sind, während die Männer nichts tun.

Was die Religion anbelangt, so treibt die Mehrheit der Bevölkerung Fetischdienst. Daneben trifft man fast überall Muhammedaner, die, unbekümmert um ihre Umgebung, ihren religiösen Pflichten strenge nachkommen, u. a. sich gewissenhaft des Genusses geistiger Getränke enthalten. Für das Christentum wird viel getan, namentlich von den zahlreichen Missionen, unter denen in Westafrika die überall sehr geachtete Baseler Gesellschaft mit ihren vielen Zweigniederlassungen, Schulen etc. obenan steht. Grössere Neigung als zum Christentum zeigt jedoch der Neger zum Islam, der ihm beliebig viele Frauen gestattet.

Dem Weissen sind die Eingebornen anscheinend freundlich gesinnt, dabei aber scheu und misstrauisch. Der Grund dafür dürfte vielfach in der Ungerechtigkeit und unreeller Bedienung im Handel zu suchen sein. Fast niemals wohnen und essen Weisse und Schwarze zusammen, und es ist in Wirklichkeit nur der Handel, der beide verbindet. Ueber diesen will ich Ihnen nun noch Einiges mitteilen.

Seitdem sich die Europäer in Afrika niedergelassen haben, sind auch die Bedürfnisse der Eingebornen gewachsen. Während sie sich früher auf dürrem Gras in Strohütten niederlegten, fühlen sie sich jetzt in einem Hause mit Türen und Fenstern behaglicher. Brannten sie vor kurzem noch übelriechende Palmöl-Lampen, so geben ihnen heute Kerzen und Petroleum mit weniger Mühe helleres Licht. Früher wurde mit den Fingern gegessen, jetzt aber sieht man ein, dass Löffel und Gabeln keine Luxusgegenstände sind. Auch Nägel, Schnüre, Zündhölzer, Nadeln, Faden etc. gelten als nützliche Dinge. Mit einem Worte, die Neger erkennen immer mehr, dass so vieles, was die Weissen haben, praktisch ist und trachten ebenfalls, in dessen Besitz zu gelangen. Um diese Wünsche zu befriedigen, muss jedoch ein Gegenwert geboten werden, und so hat sich ein lebhafter Handel mit der Küste und ins Innere entwickelt.

Die wichtigsten Handelsplätze an der Westküste, die ich kennen gelernt und grösstenteils schon genannt habe, sind der Reihe nach: Bathurst in Gambia, Freetown in Sierra Leone, Monrovia in Liberia, Grand Bassam im französischen Schutzgebiet, Cap Coast und Accra an der Goldküste, Little Popo im Togoland und Lagos an der Sklavenküste, wo es überall europäische Faktoreien giebt. Zwischen diesen Orten liegen, ebenfalls am Meer, noch Dutzende kleinerer Plätze, von wo aus ein lebhafter Handel mit dem Innern betrieben wird. Doch laufen die Dampfer sie nur dann an, wenn genügend Ladung vorhanden ist, was oft erst in drei bis vier Monaten eintrifft. Im Innern begegnet man niemals europäischen Kaufleuten; den dorthin gehenden Handel besorgen die Eingebornen selbst.

Ein grosses Hindernis bilden die primitiven Transport- und Verkehrsmittel. Strassen giebt es nicht, höchstens schmale Fusspfade, die sich merkwürdigerweise stets in krummen Linien dahinziehen. Für die Wasserreisen bedienen sich die Eingebornen des Canoes, das bekanntlich nichts anderes als ein ausgehöhlter Baumstamm ist. Es vorwärts zu bewegen, brauchen die Neger ein einziges schaufelartiges Ruder, womit sie sehr gut umzugehen verstehen. Die Canoes segeln auch gut; doch da sie nicht tief gehen, kippen sie bei unruhigem

Wasser leicht um, was im Meer wegen der Haifische, auf den Flüssen wegen der zahlreichen Krokodile sehr gefährlich werden kann.

Was das Reisen zu Lande betrifft, so erlaubt das tropische Klima und die drückende Hitze dem Weissen nicht, grössere Strecken zu Fuss zurückzulegen. Muss er doch eine Tour auf dem Lande machen, so wird die Hängematte benützt. Sie besteht einfach aus einem Stück Segeltuch und zwei es festhaltenden Stangen, deren Enden vier Neger balancierend auf dem Kopfe tragen. Ich habe einige solcher Hamakreisen gemacht. Zur Illustration will ich Ihnen nur die Tour von Quittah nach Little Popo, eine Strecke wie die von St. Gallen nach Bern, beschreiben. Ich musste mich für die Landreise entschliessen, weil auf längere Zeit kein Dampfer zu erwarten war. Der Agent einer Handelsfirma hatte die Freundlichkeit, mir seine eigene gute Hängematte zu leihen und für acht zuverlässige Träger zu sorgen, deren einer etwas Englisch verstand. Mit dieser Sprache kommt, nebenbei gesagt, der Kaufmann an der ganzen Westküste durch. Meine Leute stellten sich am Abend des 24. April ein; der Hitze wegen reist man nämlich mit Vorliebe bei Nacht. Ich wurde mit ihnen für 4 S. (5 Fr.) pro Mann einig, wozu noch 3 d. (30 Cts.) für den Unterhalt kamen. Die Reise war für drei mal 24 Stunden berechnet. In Gegenwart der Träger deponierte ich den Totalbetrag bei dem erwähnten Agenten. Diese übliche Vorsichtsmassregel sollte verhüten, dass die Träger sich unterwegs davonmachten. Auch wurde bedungen, dass die Hängematte wieder nach Quittah zurückgebracht werde. Nun ging's an die Verteilung der Arbeit. Vier Männer übernahmen den Hamak, zwei die Reisekiste und zwei das Handgepäck, den Proviant etc. Dann bestieg ich die schaukelnde Hängematte, legte zum Schutze gegen die Feuchtigkeit eine Woldecke über den Leib und gab den Befehl zum Aufbruch. In tiefem Stillschweigen marschierten die Träger sicheren Schrittes dahin, indem sie sich von Zeit zu Zeit ablösten. Der grösste Teil der Reise wurde der Meeresküste entlang zurückgelegt, und zwar während der Ebbe auf dem festen Sande. Unter stetem Tosen der Brandung ging's die ganze Nacht bis morgens sechs Uhr, als es sozusagen auf einmal tageshell wurde, wie ja bekanntlich in diesen Gegenden das ganze Jahr hindurch gegen sechs Uhr morgens der Tag und sechs Uhr abends die Nacht eintritt, ohne dass eine Dämmerung vorangeht resp. nachfolgt. Bald erreichten wir ein Dorf und machten unter Kokosnussbäumen den ersten Halt. Die Träger begaben sich abwechselungsweise ins Dorf hinein, um zu essen und zu trinken, während ich ein Gleiches an Ort und Stelle tat. Dann

ging's weiter und in raschem Tempo näherten wir uns dem deutschen Grenzgebiete. Schon von weitem erblickte ich einen schwarz-weiss-roten Pfahl mit einer Tafel, und meine Vermutung, dass hier die Grenze zwischen deutschem und englischem Gebiet sei, bestätigte mir die Inschrift: „Kaiserlich Deutsches Protektorat“. Gegen Mittag gelangten wir zum ersten grössern deutschen Platz Lome, wo eine zweistündige Pause gemacht wurde, während welcher ich in der bescheidenen Hütte eines Eingebornen ein gutes Mittagmahl, bestehend aus einer Henne mit Reis, einnahm. Um sechs Uhr abends erreichten wir wieder einen kleinen Ort, den wir zum Nachtquartier bestimmten. Die Einladung eines eingebornen Händlers nahm ich bereitwilligst an, um so mehr, als ich infolge der ungewohnten mühsamen Reise körperlich etwas angegriffen war. Auch den Trägern war die Ruhe sehr willkommen. Am folgenden Morgen brachen wir um vier Uhr wieder auf. In Bagida und Porto Seguro, wo ich einen längern Halt machte, konnte ich mich überzeugen, dass dem Neger die Gastfreundschaft eine heilige Sitte ist. Ziemlich programmässig langten wir an einem Sonntag Nachmittag in Little Popo an. Hier übergab ich den Trägern zu Händen des Agenten in Quittah eine Bescheinigung für gute Beförderung und Vollmacht zur Aushändigung des deponierten Lohnes, worauf sie mir den Rücken kehrten.

In Westafrika herrscht vollständiger Mangel an Lasttieren, namentlich weil das so nötige Trinkwasser fehlt. Zudem existiert eine ganz kleine, kaum sichtbare Stechfliege, Tsetse genannt, die sich unter die Haut der Tiere einnistet und ihnen so entsetzliche Schmerzen verursacht, dass sie erschöpft und arbeitsunfähig zusammensinken. Darum ist vorläufig an einen Transport mit Pferden oder Ochsen aus dem Innern nach der Küste nicht zu denken. Sämtliche Waren, Produkte etc. müssen von den Menschen auf dem Kopfe getragen werden. Es können die Neger, sowohl Männer als Frauen, darin Erstaunliches leisten. Nehmen wir hinzu, dass sie auf den engen Pfaden einer hinter dem andern gehen müssen, so erscheint die Leistung noch grösser. Ich habe oft Träger mit einer Last von 50 bis 60 Pfund auf dem Kopfe eine Reise von mehreren Monaten ins Herz von Afrika antreten, ebenso Karawanen von dort her kommen sehen, wobei jeder Mann mit 80 Pfund Produkten beladen war. Bei kleineren Tagereisen kommt es häufig vor, dass Weiber Kisten und Säcke bis zu 100 Pfund auf dem Kopfe und dazu noch ein kleines Kind auf dem Rücken tragen. Mit Rücksicht auf diese Transportart werden schon in Europa die Waren in kleine Originalkisten oder Ballen verpackt. Der Verkehr

von und nach dem Innern kann nur während der Trockenzeit, d. h. vom November bis April, stattfinden, und dementsprechend erstreckt sich auch der Handel an der Westküste gewöhnlich nur über die Hälfte des Jahres.

Das wichtigste der Handels-Produkte ist das Palmöl. Es wird aus den nussgrossen Früchten gewonnen, welche die Oelpalme traubenartig an einem Stengel trägt, und zwar so, dass man den Fruchtbüschel in siedendes Wasser wirft, worauf sich das Oel ausscheidet. Abgeschöpft bildet es eine butterartige Masse, die an der Küste in grosse Fässer gebracht und dann nach Europa verschifft wird, wo sie in der Seifenfabrikation eine bedeutende Rolle spielt. Wenn Sie jemals vor Seifensiedereien grosse Fässer sehen, so sind es sicher Palmölfässer von der Westküste Afrikas. Die erwähnten Früchte haben Kerne, welche ebenfalls einen öligen Stoff enthalten. Alljährlich werden Hunderttausende von Säcken mit sog. Palmkerneln nach Europa geschickt. Hier entzieht man ihnen mit Hülfe von Maschinen ihr Oel.

Ein anderes wichtiges Produkt ist der Kautschuk, der von Pflanzen gewonnen wird. Er kommt in faustgrossen, übelriechenden Bällen auf den Markt. Während es sich weniger lohnt, Palmöl weit aus dem Innern zur Küste zu tragen, darf man auf den viel wertvolleren Rubber schon einige Tagereisen verwenden. Für einige Gegenden wird der Kautschuk noch lange der Haupt-Exportgegenstand bleiben, obwohl das Sammeln desselben in ganz unsinniger Weise betrieben wird.

Ein wichtiger Artikel, der massenhaft aus Afrika kommt, sind ferner die Erdnüsse (Ground Nuts), aus denen man in Europa ein feines Speiseöl bereitet. Auch mit Kaffeepflanzungen sind grosse und erfolgreiche Versuche gemacht worden, namentlich in Liberia, wo eine gute Qualität erzeugt wird.

In neuerer Zeit wird viel Hartholz, besonders Mahagoni, aus Afrika exportiert, allein in Ermangelung der nötigen Transportmittel, Strassen etc. hält es ungeheuer schwer, Baumstämme an die Küste zu bringen.

Als minderwertige Artikel, die aus Westafrika ausgeführt werden, nenne ich noch: Kokosnüsse, Kopra (getrockneter Kokoskern), Bienenwachs, Affenfelle. Letztere werden zu Tausenden verschifft und zu Muffen verarbeitet.

Immer seltener und teurer wird das Elfenbein. Dagegen bringen die Eingebornen aus dem Innern ganz bedeutende Quantitäten verarbeitetes Gold. Wie und wo es gewonnen wird, erfahren die Europäer freilich nicht.

Als Zahlungsmittel dient heute an der ganzen Westküste das Geld, und zwar fast ausschliesslich englisches. Wenn das Fünffrankensteinück oft in grosser Menge anzutreffen ist, so dürfte es von Algier und Tripolis aus durch den Sudan seinen Weg zur Westküste gefunden haben. Als kleine Münzen zum Einkauf billiger Sachen benützen die Eingebornen die Kauri-Muscheln, wovon ca. 50 Stück den Wert von 10 Cts. repräsentieren.

Die Produkte werden meistens beim Gewicht gekauft und der Qualität entsprechend mehr oder weniger gut bezahlt. Bei den Geschäftsabschlüssen geht es meistens sehr lärmend zu, denn die Eingebornen bringen immer einige Ratgeber mit und überdies braucht es Dolmetscher, Zeugen etc. Da werden Oel, Palmkerne, Rubber und alles mögliche herbeigeschleppt, geprüft und gewogen, gezählt und gewertet. Besonders genau muss mit dem Prüfen der Produkte vorgegangen werden, weil Betrügereien aller Art vorkommen: Ins Oel wird Wasser und Schmutz geworfen, damit es mehr Gallonen giebt. In den Kautschuk hinein kommen Steine, damit er mehr wiegt. Aus dem Innern bringt man oft mit Silber vermengtes Gold. Ebenso ist den Dolmetschern nicht zu trauen, da sie gerne für die Eingebornen Partei nehmen. Ist man schliesslich zu einem Abschluss gekommen, so wird in Geld ausbezahlt, oder man giebt für den betreffenden Wert Waren.

An den grössern Orten finden regelmässige Märkte statt, oft zwei bis drei Mal in einer Woche. Da kommen die Leute von nah und ferne zusammen, um Geschäfte zu machen. Neger und Negerinnen verkaufen Geflügel, Fische, Früchte, Eier etc. Andere wieder bieten Perlen, Seife, Angeln, Messer, Scheren, Teller und Hunderte sonstiger Artikel zum Verkauf. So geht es den ganzen Tag, ausgenommen 11 bis 1 Uhr, wo die Sonne am höchsten steht und eine Pause nötig wird. Karawanen, Händler und Kaufleute, die weit aus dem Innern kommen und grössere Posten erwerben, lenken ihre Schritte nach den Faktoreien, wo sie alles haben können, was sie benötigen.

Als Kauf-Artikel, die vorzüglich verlangt werden, sind zu nennen: Baumwollstoffe aller Art, gewoben und bedruckt, Kleidungsstücke, Schirme, Werkzeuge, Waffen, Pulver, Eisenwaren, Baumaterialien, von Getränken besonders Branntwein, Parfumerien, Seifen, Kerzen, Fleisch und Milch in Büchsen, Salz, Tabak, Zündhölzer. Man darf aber ja nicht etwa glauben, dass alles, was man in Europa nicht mehr brauchen kann, in Afrika gut genug sei und leicht verkauft werden könne. Diese Zeiten sind vorüber. Der Neger weiss ganz genau, was er will. Gefällt ihm ein Muster, dann kauft er es, wenn nicht,

so kann man es um keinen Preis los werden. Auch verlangt jede Gegend ihre eigenen Artikel, Grössen und Farben. So kann man z. B. Shawls, die in Sierra Leone massenhaft Absatz finden, in Accra gar nicht verwenden. Perlen, die in Cap Coast gefallen, will man in Quittah nicht umsonst, Gipspfeifen, wie sie in Monrovia beliebt sind, können wiederum in Lagos um keinen Preis verkauft werden. Eine weitere Schwierigkeit für den Kaufmann ist, dass sozusagen jeder Neger etwas für sich allein will, einen besondern Stoff, eine eigene Farbe, ein eigenes Dessin. Namentlich gilt dies für die Baumwollwaren, Kleidungsstücke und Schirme. Da muss denn der Händler möglichst viele Muster halten. Hat man grössere Warenposten ein und derselben Sorte, so darf man sie dem Neger nicht zeigen, sonst fallen sie im Werte und sind weniger verkäuflich.

Von Werkzeugen werden am meisten Hämmer, Zangen, Aexte, Sägen und Feilen begehrt; ferner komplette Ausrüstungen für Schuster, Schneider, Goldschmiede etc., in welchen Berufsarten es die Afrikaner schon ziemlich weit gebracht haben.

Unter den importierten Waffen stehen in erster Linie die Gewehre. Bis vor einigen Jahren wurden viele Hinterlader, namentlich umgearbeitete Chassepots eingeführt, davon es in Deutschland von 1870 her noch zu Tausenden hat. Heute ist jedoch dieser Handel von den europäischen Regierungen gänzlich verboten worden, und es dürfen nur noch Steinschlossgewehre importiert werden. So kommt es denn auch, dass jetzt noch jedes Jahr Tausende solcher Feuersteinflinten neu angefertigt und nach Afrika gesandt werden.

An Eisenwaren wird alles mögliche gebraucht, besonders rohe Eisenstangen. Es soll die Schmiedekunst in Afrika uralte sein, und wirklich verstehen die Eingebornen ordentlich gut Buschmesser, Hauen, Spaten etc. zu schmieden.

Von Baumaterialien kommen aus Europa besonders viel Eisenblech zum Decken von Dächern, Cement, Ziegel, Bretter etc. In neuerer Zeit führt man aus Amerika fertige, zerlegbare Häuser ein, die an beliebigen Orten in kurzer Zeit fix und fertig aufgestellt werden können.

Einer der wichtigsten, vielleicht der bedeutendste Artikel ist, wie schon erwähnt, der Branntwein, so dass man spöttisch die Westküste Branntweinküste nennt. Zum Ruhm und zur Ehre der Weissen gereicht es nicht.

Harmloser sind die grossen Quantitäten Parfumerien, die überall sehr gesucht werden und am meisten gegen die Hautausdünstung

Verwendung finden. Pomade, Oel, Lavendel, Florida und andere wohlriechende Wasser sind denn auch ganz bedeutende Exportartikel und kommen in allen Farben und Qualitäten auf den Markt. Als kleinere Artikel nenne ich noch Lampen, Spiegel, Porträts, Handharmonikas.

Aus diesen Mitteilungen haben Sie ersehen, dass die Geschäfte in Westafrika sehr mannigfaltig sind. Will man die Kunden an sich fesseln, so sollte man eben alle erwähnten Artikel halten, sonst laufen sie zum Konkurrenten, der in Westafrika nirgends fehlt. Ueberall giebt es englische, französische und deutsche Faktoreien, die einander in den Preisen unterbieten und das Geschäft schwierig machen. Weit aus das Schlimmste für den Handel war in den letzten Jahren jedoch das beständige Fallen der Preise der afrikanischen Produkte. Heute erzielen in Europa Palmöl, Palmkerne, Rubber etc. mindestens 50 % weniger Erlös als vor einigen Jahren. Die natürliche Folge hievon ist, dass auch die Eingebornen für ihre Sachen nur noch den halben Preis bekommen und deshalb weniger europäische Waren kaufen können. Früher fragten sie bei ihren Einkäufen den Preisen wenig nach, heute wird alles in möglichst billiger, geringer Qualität verlangt.

Leider sind nur ganz wenige schweizerische Erzeugnisse für Westafrika exportfähig, weil man bei uns die gangbaren billigen Artikel nicht herstellen kann, während dagegen bekanntermassen die englischen Webereien und Druckereien fabelhaft billige Stoffe liefern. Artikel, in denen die Schweiz konkurrenzfähig ist, wie Seide, Schuhwaren, Stickereien, Uhren, Spieldosen, Käse, Milch etc. werden noch nicht stark begehrt. Der früher grosse Bedarf der sog. Toggenburger Artikel hat auch abgenommen, da die Leute statt Kopftücher billige Hüte, statt Schärpen billige Hosen und Röcke zu tragen anfangen. Das Aussenden von Mustern hat, ohne Anleitung von drüben, wenig oder gar keinen Wert. Ich habe an der Westküste gesehen, wie man ganze Musterkollektionen zusammennähte und als Hosen und Röcke trug. Weit richtiger ist es, Muster der dort gangbaren Artikel unter Angabe der Verkaufspreise kommen zu lassen, sie zu imitieren und entsprechende Offerten zu machen.

Was die politischen Verhältnisse von Westafrika anbelangt, so ist bekannt, dass es seit seiner Entdeckung von den europäischen Mächten viel umworben worden ist. Spanien, Holland, England, Frankreich und in neuester Zeit Deutschland haben versucht, hier festen Fuss zu fassen. Heute besitzen den grössten Anteil England, Frankreich und Deutschland, und ist es erstaunlich, mit welchem militärisch geringen Mitteln sie gewaltige, stark bevölkerte Territorien erwarben.

Den einzelnen Kolonien stehen europäische Gouverneure vor, denen die notwendigen Beamten beigegeben sind. Bemerkenswerterweise erhalten sich fast alle deutschen, englischen und französischen Kolonien in Afrika selbst und zwar von den Zolleinnahmen, Patenttaxen etc. Es bestehen meist Wertzölle, die je nach den Gegenden 5 bis 10⁰/₀ betragen. Spirituosen, Tabak, Gewehre bezahlen überall mehr.

Gegenwärtig geben sich die Franzosen alle erdenkliche Mühe, in den Besitz von Inner-Afrika zu gelangen. Offizielle und nicht offizielle französische Reisende durchziehen und erforschen unter militärischem Schutze das Innere, pflanzen die Flagge auf, wo es ihnen beliebt, und werden von ihrer Regierung, die bemüht ist, auf jede mögliche Weise ihr Protektorat auszudehnen, reichlich unterstützt. So lange Frankreich in Europa Ruhe hat, mag dies gehen, sollte es jedoch in einen Krieg verwickelt werden, so werden Dahomey und andere Besitzungen nur zu bald wieder verloren gehen. Westafrika ist allerdings verlockend, doch dessenungeachtet wird der Weisse diesem Lande ein Fremdling bleiben und an eine Auswanderung und Ansiedelung der Europäer ist vorläufig gar nicht zu denken. Es stehen zu viel Hindernisse im Wege, wie das schon erwähnte dem Weissen ungesunde Klima, der scheue Charakter der Bevölkerung, die primitiven Verkehrsmittel.

Am Schlusse meiner aus eigener Anschauung und Erfahrung entworfenen Skizze erlaube ich mir, mein Urtheil in folgendem zusammenzufassen: Die Zukunft Westafrikas hängt von den Eingebornen selbst ab, speciell davon, ob sie unter europäischer Anregung und Leitung grössere Arbeitslust, Geschick und Unternehmungsgeist entfalten werden. Der Weisse mag seine Waren verkaufen, das Christentum verkünden, aber kolonisieren wird er diesen Strich des dunkeln Erdteils nach meiner Ansicht noch lange nicht.

Kürzere Mittheilungen.

Für den gewaltigen Aufschwung, den der Handel von Japan in letzter Zeit genommen hat, legen folgende Zahlen, die wir dem „Export“ entnehmen, ein beredtes Zeugnis ab:

	Ausfuhr Japans Yen (à Fr. 5)	Einfuhr Japans Yen
1883	36,747,760	31,956,466
1887	51,547,407	51,671,846
1892	90,480,534	75,903,207